

**Christen und Muslime in Niedersachsen.  
Beiheft 6, 2016**

**Charlie Hebdo, Pegida, Deutschsein –  
aktuelle Herausforderungen im  
christlich-muslimischen Miteinander**

**Kirche und Islam**





Haus kirchlicher Dienste  
der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers

Christen und Muslime in Niedersachsen.

Beiheft 6, 2016

**Charlie Hebdo, Pegida, Deutschsein –  
aktuelle Herausforderungen im christlich-muslimischen Miteinander**

**Herausgeber:** Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

**Verantwortlich:** Dr. W. Reinbold, Kirche und Islam (V.i.S.d.P.)

**Hausanschrift:** Archivstraße 3, 30169 Hannover

**Postanschrift:** Postfach 265, 30002 Hannover

**Fon:** 0511 1241-972 **Fax:** 0511 1241-941

**E-Mail:** reinbold@kirchliche-dienste.de

**Internet:** www.kirchliche-dienste.de

**Druck:** Haus kirchlicher Dienste, gedruckt auf Recyclingpapier aus 100% Altpapier

**Auflage:** 200

**Christen und Muslime in Niedersachsen.  
Beiheft 6, 2016**

**Charlie Hebdo, Pegida, Deutschsein –  
aktuelle Herausforderungen im  
christlich-muslimischen Miteinander**

**Kirche und Islam**



## Inhalt

5	Begrüßung
5	I Islamisch begründeter Terror
6	II Was heißt „Deutschsein“?
8	III Ein fairer Umgang mit Muslimen
10	IV Interreligiöser Dialog
12	V Verfassungspatriotismus
13	Schluss
14	Literatur

# Charlie Hebdo, Pegida, Deutschsein – aktuelle Herausforderungen im christlich-muslimischen Miteinander

von Wolfgang Reinbold<sup>1</sup>

Sehr geehrter Herr Superintendent Janssen, meine sehr geehrten Damen und Herren, ich danke Ihnen sehr herzlich für die Einladung, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen.

Das Brett, das Sie mir hingelegt haben, ist ein dickes. Mein Titel lautet: „Charlie Hebdo, Pegida, Deutschsein – aktuelle Herausforderungen im christlich-muslimischen Miteinander.“ Und eben in der Begrüßung haben Sie noch zwei weitere Themen hinzugefügt: Zum einen die Flüchtlinge und zum anderen das, was ich „reflektierte Intoleranz“ nenne. Ich will sehen, wie ich das noch unterbringe.

Vielleicht vorab ein Wort zu den Flüchtlingen. Wie die meisten von Ihnen wissen werden, leben in Deutschland vermutlich etwa vier, viereinhalb Millionen Muslime. Etwa die Hälfte von ihnen hat eine deutsche Staatsbürgerschaft, mit steigender Tendenz. Die vielen muslimischen Flüchtlinge, die zu uns kommen, verstärken diesen Anteil. Eine völlig neue Situation schaffen sie nicht. Sie machen nur noch einmal sehr deutlich, dass dieses Land ein multireligiöses Land ist. Das kann man heute nicht mehr übersehen. Es genügt, den Fernseher anzuschalten oder in die Fußgängerzone einer der großen Städte zu gehen.

Deutschland ist ein multireligiöses Land geworden. In den kommenden Jahren werden wir das sehr deutlich merken. Mein Thema heute sind also nicht die Flüchtlinge, sondern es ist die allgemeine Aufgabe des Zusammenlebens mit den Muslimen, die seit Jahren, in der Regel seit Jahrzehnten, unter uns leben.

Ich habe mir eben die Stichworte, die ich mir für den Vortrag notiert habe, im Café nebenan noch einmal durchgelesen und mich gefragt, ob es vielleicht einen übergreifenden Eindruck gibt oder einen übergreifenden Satz, den ich formulieren könnte.

Ich denke, man kann das, was ich sagen möchte, in einer Frage zusammenfassen, die ich am Anfang, dann mittendrin und am Ende noch einmal stellen werde. Es ist die einfache Frage: Wen meinen wir, wenn wir „wir“ sagen?

Ein einfacher Satz ist das. Die wichtigen Dinge sind – auch im christlich-muslimischen Dialog – manchmal so einfach. Oder sagen wir vielleicht besser: so scheinbar einfach.

Ich möchte fünf Herausforderungen ansprechen, und am Ende, wenn noch Zeit ist, vielleicht noch eine sechste.

## I Islamisch begründeter Terror

Wenn ich „Charlie Hebdo“ anspreche, dann ist klar: Die erste Herausforderung ist der gemeinsame Kampf gegen islamisch begründeten Extremismus und Terror.

Das Jahr 2015 hat mit einem großen Schock angefangen: mit den Anschlägen in Paris. Und es ist deutlich geworden, dass das, wovon die Sicherheitsbehörden auch in Deutschland seit langem warnen – nämlich dass ein islamisch begründeter Anschlag in Europa stattfinden wird, womöglich auch in Deutschland –, keine Fantasie der Polizei ist, sondern eine Realität, mit der wir rechnen und auf die wir reagieren müssen.

Das ist zunächst einmal eine Aufgabe der Sicherheitsbehörden, in Frankreich wie in Deutschland und überall in Europa. Auf mittlere und lange Sicht aber ist es eine Aufgabe der gesamten Gesellschaft. Und die Antwort auf diese Herausforderung kann aus meiner Sicht nur lauten: Bildung, Bildung, Bildung. Erziehung in demokratischer Kultur. Politische Bildung. All das ist eine Aufgabe der gesamten Gesellschaft.

---

<sup>1</sup>Für den Druck leicht überarbeitete Rede auf dem Jahresempfang des Kirchenkreises Aurich am 8.10.2015 in der Lamberti-Kirche Aurich.

Es reicht nicht, zu sagen, „die Moscheen“ müssten etwas tun. So als sei es allein die Aufgabe der Muslime, dafür zu sorgen, dass uns keine Dschihadisten terrorisieren. Denn Sie wissen alle, dass viele der Radikalen, die jetzt auftreten, ursprünglich keine Muslime gewesen sind.

Man muss leider sagen: Viele waren evangelische Christen, und sie sind oftmals sogar noch konfirmiert worden. Der bekannteste Salafist Deutschlands, Pierre Vogel, ist evangelisch gewesen. Der bekannteste Salafist in Hannover ist ebenfalls ein evangelischer Christ gewesen. Erst in seiner späten Jugend hat er eine radikale Form des Islam für sich entdeckt.

Insofern: Es ist eine Aufgabe der Moscheen. Und es ist zugleich eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, denn diese Jugendlichen sind – wie es unsere Bundeskanzlerin kürzlich einmal formuliert hat – unsere Jugendlichen. Es ist unser Problem, dass aus unserer Mitte eine solche Gruppe hervorsticht, die trotz aller Angebote und trotz allem Wohlstand in diesem Land sich herausgefordert fühlt, einen solchen Weg in den Radikalismus und sogar in den Terror zu gehen.<sup>2</sup>

Es ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Das heißt zugleich: Es ist eine Aufgabe, der sich natürlich auch die Moscheen stellen müssen. Ich weiß nicht, ob wir heute Vertreter von Moscheen unter uns haben. Ich höre in Moscheen oft, dass mir gesagt wird: „Wir haben mit diesen Leuten gar nichts zu tun. Sie tauchen bei uns gar nicht auf. Sie radikalieren sich über das Internet – außerhalb der Moscheen.“ Das ist richtig und zutreffend. Wir können es überall sehen an den individuellen Biographien.

Allerdings sehen wir jetzt gerade auch, dass manche Moscheen sehr wohl etwas damit zu tun haben. Sie wissen, dass am Oberlandesgericht Celle zur Zeit der Prozess gegen die sogenannten „Wolfsburger Dschihadisten“ läuft, die nach Syrien in den Krieg gezogen sind. Bei diesen Verhören vor Gericht kam zur Überraschung vieler heraus, dass diese Gruppe sich in einer DITIB-Moschee in Wolfsburg radikalisiert hat. Dass sie dort mit ihrem Anwerber des „Islamischen Staates“ über Wochen zusammensitzen konnte. Dass sie regelrecht gewaschen wurde, ohne

dass der Moscheevorstand es offenbar bemerkt hat.

Daher: Es ist ein Problem auch der Moscheen. Sie müssen erkennen, dass die Dschihadisten zwar in der Regel nicht in den Moscheen radikalisiert werden – das Internet spielt eine viel wichtigere Rolle, wie man überhaupt sagen kann: Den radikalen Islam gäbe es ohne das Internet schlichtweg nicht, er ist ein Produkt des Internets. – Aber auch das gibt es, und die Moscheevorstände tun gut daran, sorgfältigst darauf acht zu geben. Es besteht die reale Gefahr, dass sich solche Gruppen in ganz normalen Moscheen treffen.

## II Was heißt „Deutschsein“?

Die zweite Herausforderung: Wir brauchen ein angemessenes Verständnis dessen, was „Deutschsein“ heute heißen könnte.

Wir brauchen neue Begriffe. Noch einmal meine Eingangsfrage: Wen meinen wir, wenn wir „wir“ sagen? Meinen wir auch Muslime? Oder nur „uns“, gewissermaßen. Auf diesen Raum bezogen: Sind „wir“ nur die Christen und Christinnen, die „Mehrheitsgesellschaft“?

Wenn Sie einmal auf die Begriffe achten, die verwandt werden, in den politischen Reden, im Fernsehen, dann wird Ihnen schnell Folgendes auffallen – ich könnte Ihnen dutzende Beispiele allein aus den letzten vier Wochen zitieren: Wenn Muslime im Raum sind, wenn sie etwa in der Talkshow sitzen, dann passiert es dem Moderator, auch dem besten, sehr leicht, dass er dem Muslim eine Frage stellt wie: „Was wünschen Sie sich denn von den Deutschen?“ Dabei ist dieser Mann, der da vor ihm sitzt, natürlich ein Deutscher. Er hat einen deutschen Pass. Viele der jungen Leute sind in Deutschland geboren. Sie kennen das Herkunftsland ihrer Eltern nur aus dem Urlaub, wie wir auch.

Wir sehen hier eine der Identitätsfallen, in die man ganz leicht hineintappt. Muslime, werden, weil sie Muslime sind, automatisch ausgeschlossen aus dem Kreis der Deutschen. Sie werden behandelt, als wären sie Ausländer.

Muslime können ganz viele solche Geschichten erzählen. Ich erinnere mich an ein Gespräch im Niedersächsischen Landtag mit einer sehr engagierten Muslima aus dem

---

<sup>2</sup> S. dazu Jürgen Manemann, Der Dschihad und der Nihilismus des Westens. Warum ziehen junge Europäer in den Krieg?, Bielefeld 2015.

Kreis Osnabrück. Sie hat eine muslimische Jugendorganisation gegründet. Sie sagt: „Wann immer ich Förderanträge stelle oder mit der Politik rede, behandeln sie mich, als wären wir eine Migrantorganisation. Als wären wir Syrer oder Türken, die einen türkischen oder syrischen Verein gründen wollen.“ Dabei sind alle diese Jugendlichen – und ihre Chefin auch – in Deutschland geboren, die meisten in Osnabrück und Umgebung. Sie sind Deutsche, und sie sind dies immer schon gewesen. Im Gespräch aber passiert es ganz schnell, dass sie ausgegrenzt werden, dass sie nicht dazugehören, dass „die Deutschen“ dann nur die sind, die Müller, Meier, Schmidt heißen.

Das passiert so leicht, selbst bei Fortbildung kein einziges solches Buch gen, deren Thema das Zusammenleben ist. Ich erinnere mich an eine Szene in der Evangelischen Akademie Loccum beim Mittagessen. Obwohl wir gerade zwei Stunden darüber gesprochen haben und obwohl wir uns einig waren, dass es nötig ist, hier sehr sorgfältig auf die Begriffe und auf das „Wir“ und „Ihr“ zu achten, passiert es. Es kommt aus dem Bauch. Wenn neben Ihnen jemand sitzt, der arabisch aussieht, vielleicht eine Frau mit Kopftuch, dann geht es ganz schnell, dass Sie so etwas fragen wie: „Und, wo kommen Sie her?“ – mit dem Unterton: aus welchem Land sind Sie vor kurzem nach Deutschland gekommen? Dabei ist diese Frau genau da geboren, wo Sie auch geboren sind, und sie spricht Deutsch so gut wie Sie.

Aus meiner Sicht ist das ein ungeheuer wichtiger Punkt, und es fällt beiden Seiten schwer, hier voranzukommen. Der Mehrheitsgesellschaft fällt es schwer. Und auch Muslimen fällt es vielfach schwer. Von Lehrern und Schülern habe ich oft die folgende Szene gehört. Wenn eine neue Lehrerin oder ein neuer Lehrer in die Klasse kommt und die Schülerinnen und Schüler etwas fragt wie „Wo kommt ihr her?“ Dann werden die meisten etwas sagen wie: „aus Aurich“, oder „aus Leer“ oder etwas in der Art. Wenn dann aber ein Junge dabei ist, der arabisch aussieht, und wenn er dann sagt: „aus Aurich.“ Dann passiert es, dass der Lehrer plötzlich stockt und so etwas sagt wie: „Nee, ich meine jetzt wirklich.“ Und dann sitzt der Junge da und überlegt einen Moment, wie das gemeint sein könnte. Und dann fragt der Lehrer nach: „Na, ich meine, wo Deine Eltern herkommen?“ „Ach so. Meine Eltern? Ja gut – die kommen aus der Türkei“. „Aah“, sagt dann der Lehrer.

Etwas in der Art passiert solchen Schülerinnen und Schülern dutzendfach. Die Starken unter ihnen halten das gut aus. Aber es gibt auch welche, die dann irgendwann so weit sind, dass sie sagen: „Also, ich kann das jetzt wirklich nicht mehr hören. Ich kann mich anstrengen, wie ich will – die behandeln mich anders. Ich gehöre hier nicht dazu, die machen mich zum Türken.“

So passiert es, dass Jugendliche gerade in den Schulen, in die viele Schüler mit türkischem Hintergrund gehen, oft sagen: „Wir sind Türken.“ (Das ist übrigens auch bei „Polen“ oder „Russen“ so, es ist ein verbreitetes Phänomen bei Kindern und Jugendlichen, deren Eltern nach Deutschland migriert sind). Auf die Nachfrage des Lehrers aber „Aha – Ihr seid Türken. Und was passiert euch, wenn Ihr in die Türkei fahrt?“ müssen die Schüler eingestehen: „Oh, da sind wir die Almanci“, die „Deutschländer“, wie man in der Türkei sagt. Die kleine Szene zeigt: Die Jugendlichen wissen selbst, dass das nicht so ganz stimmt mit dem Türke-sein. Wenn sie in die Türkei fahren, fallen sie sofort auf. Und natürlich wird jeder von ihnen mit einem deutschen Pass an der Grenze behandelt wie ein Deutscher – der er ja auch ist.

Also: die Begriffe sind schief. Muslime werden ausgegrenzt, anders behandelt. Und viele von ihnen fühlen sich anders und haben selbst Probleme damit, zu sagen, dass sie in irgendeiner Weise „deutsch“ sind.

Hinter all dem steckt die fundamentale Frage: „Gehören wir wirklich dazu? Oder wollen ‚die‘ uns hier nicht haben?“ Es ist daher kein Zufall, dass es bis heute eine so intensive Debatte um den berühmten Halbsatz unseres ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff gegeben hat, der am dritten Oktober 2010 bekanntlich sagte, „der Islam“ gehöre „inzwischen auch zu Deutschland.“ Nicht ganz wenige Muslime haben die Diskussion um diesen Satz als eine Art absurdes Theater erlebt. Sie sind hier geboren, sind hier zur Schule gegangen, haben hier ihren Abschluss gemacht, arbeiten hier als Handwerker, Rechtsanwalt, was auch immer. Und zugleich diskutiert dieses Land darüber, ob sie dazugehören oder nicht. Wie kann das angehen? Der ehemalige Bundesvorsitzende der Aleviten hat in einem Sammelband einmal geschrieben: „Wann wird dieses Land mich endlich als einen selbstverständlichen Teil von sich akzeptieren?“ Das ist die entscheidende Frage.

Ich sehe in letzter Zeit viele Dinge, die mich hoffnungsfroh stimmen. Bundespräsident Gauck etwa hat im letzten Jahr einen Tag vor dem fünfundsechzigsten Geburtstag des Grundgesetzes in Berlin 25 Ausländer zu deutschen Staatsbürgern gemacht, in einem Festakt im Schloss Bellevue. Und er hat in diesem Festakt den schönen Satz gesagt: „Hören wir auf, von ‚wir‘ und ‚denen‘ zu reden, es gibt ein neues deutsches ‚wir‘, die Einheit der Verschiedenen.“

Wenn das aber so ist, dann stellt sich natürlich die Frage: Was ist dann eigentlich „deutsch“? Welche Bilder haben wir im Kopf, wenn wir das sagen? Wenn „Deutschsein“ heißt: Biertrinken, Sauerkraut, Oktoberfest, dann sind natürlich Muslime (normalerweise) nicht deutsch. Aber ist das gemeint? Wäre es nicht angezeigt, den Begriff anders zu füllen? Heribert Prantl von der Süddeutschen Zeitung hat einmal schön gesagt: Typisch deutsch sind nicht Heimatland, Sauerkraut und Gipfelkreuze. Sondern typisch deutsch sind Demokratie, Rechtsstaat und Grundgesetz. Mit dieser Füllung des Begriffs können sich sehr viele Migranten sehr gut identifizieren. In diesem Sinne können sie sehr gut „Deutsch“ sein. Und nicht wenige sind das in einer Art und Weise, dass ich immer wieder staune, wie stark ihr Bekenntnis zu diesem Deutschland ist. Ich komme am Ende darauf zurück.

Also: Wir brauchen ein angemessenes Verständnis dessen, was „Deutschsein“ heißt. Wir brauchen, so scheint mir, auch neue Begriffe. Die Verlegenheit der Schülerinnen und Schüler in der Schule, wenn sie gefragt werden, wer sie sind, hängt ja auch damit zusammen, dass sie nicht einfach sagen mögen: „Wir sind deutsch“, weil das irgendwie schief ist. „Türkisch“ stimmt aber auch nicht, wie wir gesehen haben.

Ich frage mich mehr und mehr: Warum verbinden wir diese beiden Begriffe nicht einfach? Und zwar nicht in der Weise, wie wir es häufig in der Zeitung sehen und lesen können, wenn gesagt wird: es sind „Deutschtürken“. Sondern lassen Sie es uns doch so machen, wie es die Amerikaner seit vielen Jahren machen. Lassen Sie uns ein deutsches Gegenstück zu dem bilden, was in Amerika der „Italo-American“ ist. Das bedeutet ja: Ich bin „American“. Und wenn ich das Herkunftsland meiner Eltern oder Großeltern gerne noch erwähnen möchte, dann hänge ich es vorne dran. Und das geht auf Deutsch doch auch! Also etwa: ich bin

„Türkisch-Deutscher“. Solche Leute kennen Sie alle. Etwa die Männer, die für die deutsche Nationalmannschaft Tore schießen und „Özil“ oder „Gündogan“ heißen. Das sind keine „Deutschtürken“. Wenn sie „Deutschtürken“ wären, würden sie für die türkische Nationalmannschaft spielen. Das machen sie aber nicht. Sie sind Türkisch-Deutsche – und deshalb schießen sie für „uns“ Tore.

Also: Wir brauchen meines Erachtens solche Bindestrich-Begriffe. Wenn Sie einen besseren Vorschlag haben als den, den ich Ihnen eben gemacht habe, schreiben Sie mir gerne eine E-Mail. So oder so: Wir brauchen geeignete, neue Begriffe. Die Rede vom „Migrationshintergrund“ und all das wird uns nicht zu einem neuen gemeinsamen „Wir“ führen.

### **III Ein fairer Umgang mit Muslimen**

Meine dritte Herausforderung: Wir brauchen einen fairen Umgang mit Muslimen (nicht nur mit Muslimen, auch mit allen anderen. Aber ich spreche jetzt über Muslime).

Wir brauchen einen fairen Umgang mit Muslimen in der Öffentlichkeit, insbesondere in den Medien. Ich erwähne die Medien, weil ich mit Sorge sehe, dass Muslime in vielen Medien – insbesondere in der in diesem Land so beliebten Talkshow – das eine um das andere Mal miserabel behandelt werden.

Wenn Sie sich diese Shows ansehen – Maischberger, Will, Jauch und so weiter –, dann werden sie wissen, dass zum Thema „Islam“ gern Radikale eingeladen werden. Hassan Dabbagh wird eingeladen oder Pierre Vogel oder Nora Illi aus der Schweiz. Das Beispiel Nora Illi zeigt, wie weit die Redaktionen zu gehen bereit sind, wenn es darum geht, „Islam“ zu repräsentieren.

Wenn Sie Frau Illi schon einmal gesehen haben, werden Sie sie nicht vergessen. Sie kommt mit dem Niqab, ganz in schwarz, nur mit einem Sehschlitz. Nun fragt man sich natürlich: Wieso spricht im Deutschen Fernsehen eine Schweizer Muslima für deutsche Muslime? Gibt es hierzulande niemanden, der das ebensogut könnte? Und wenn Sie sich das Leben dieser Frau anschauen, dann stellen Sie fest: sie ist konvertiert, war früher Christin. Sie hat einen ebenfalls konvertierten, radikalen Moslem



geheiratet, der sich Abdel Azziz Qaasim Illi nennt und der früher einmal Patric Jerome Illi hieß. Diese Frau also sitzt in der deutschen Talkshow und repräsentiert Muslime im Fernsehen! Es ist ein ungeheuerliches Vorgehen.

Wie ungeheuerlich das Vorgehen ist, merken Sie sofort, wenn Sie es probeweise einmal umdrehen. Stellen Sie sich vor: Es wird gesprochen über die Evangelisch-lutherische Kirche. Und man lädt nicht Herrn Superintendenten Janssen ein, sondern einen holländischen Moslemlbruder, der vor einem Jahr zum lutherischen Christentum konvertiert ist. Sie ahnen, was passieren würde: Die Redaktionen würden mit Protestbriefen der EKD und unserer Institutionen überflutet werden, und Sie würden so etwas nie wieder machen. Bei den Muslimen gibt es diese Protestbriefe auch. Allerdings stören sich die Redaktionen daran in der Regel wenig. Es heißt dann meist nur: „Wo ist das Problem? Wir haben Pressefreiheit. Und außerdem müssen wir diese Positionen doch sichtbar machen.“

Das Resultat dieser unfairen Behandlung ist eine Demütigung der muslimischen Gemeinschaft. Ich bin über Facebook und die Sozialen Medien mit sehr vielen Muslimen verbunden. Ich sehe nach diesen Shows regelmäßig die Diskussionen, die in den Sozialen Medien entstehen. Sehr viele sind wirklich tief getroffen und fragen sich: „Wann hört das endlich auf? Wann endlich wird man Leute einladen, die wirklich für Muslime sprechen können?“ Etwa einen Professor aus Frankfurt oder aus Osnabrück oder aus Münster oder aus Tübingen, wo es seit einigen Jahren Islamische Theologie an der Universität gibt. Es gibt deutsche Professoren, die Islam an der Universität lehren. Wir haben Religionslehrer an den Schulen. „Warum ladet ihr nicht sie ein? Warum holt ihr die Radikalen? Ihr macht uns insgesamt fertig. Und das scheint die Absicht zu sein.“ So reagieren viele.

All das ist kein Spaß. Eine kulturell vielfältige, multireligiöse Gesellschaft wie die deutsche kann sich einen solchen Umgang auf Dauer nicht leisten. Es ist gefährlich, wenn Minderheiten unablässig gedemütigt werden, wie es in diesen Fernsehsendungen häufig passiert.

Allerdings – es gibt Ansätze in die richtige Richtung, das will ich auch sagen. Gerade in der letzten Woche saß bei „Plasberg“ ein DITIB-Vertreter, ein ausgewiesener Mann, der einen Verband repräsentiert. Das sind

Ansätze in die richtige Richtung. Wenn man über evangelisches Christentum spricht, lädt man einen Vertreter der Landeskirchen ein. Und wenn es um Islam geht, einen Vertreter der muslimischen Religionsgemeinschaften oder der Islamischen Theologie an den Hochschulen.

So kommen wir weiter. Und wenn wir diesen Weg gehen, dann staune ich immer wieder, wie viel es zu entdecken gibt. Wie merkwürdig falsch und quer unsere Weltbilder sind. Jedenfalls meins.

Wenn ich zurückdenke, was ich in der Schule gelernt habe, zum Teil auch noch in der Universität. Wenn ich mir Schulbücher ansehe, dann stelle ich fest, dass aus unserem „westlichen“ Weltbild fast alles, was „islamisch“ ist, ausgeblendet wird. Die Muslime sind die Aggressoren, die irgendwo im Südosten sitzen und die versuchen, Europa zu erobern.

Die Gegengeschichten, die es zu erzählen gäbe, haben wir nicht im Kopf. Wer spricht über den ureigenen europäischen Islam in Osteuropa? Wer weiß etwas über die 800jährige Tradition von Muslimen in Litauen? Oder in Bosnien? Wer kennt sich aus mit der Geschichte Südspaniens in der Zeit, die bei uns „hohes Mittelalter“ heißt? Wer kennt die gelehrten Gemeinschaften von Christen, Juden und Muslimen, die gemeinsam geforscht haben über die alten Philosophen? Viele von uns haben natürlich einmal davon gehört oder gelesen, dass die antiken Quellen über die Araber nach Europa gekommen sind. Sie haben sie übersetzt, und dann haben die europäischen Wissenschaftler sie aus dem Arabischen ins Lateinische und ins Altfranzösische und so weiter übersetzt.<sup>3</sup> Aber wer von uns kennt sich damit wirklich aus? Und wer denkt daran, wenn wir heute über „den Islam“ diskutieren?

Es gibt viel zu entdecken. Ironischerweise hat die deutsche Sprache einiges davon bewahrt. Achten Sie einmal darauf, wenn Ihnen ein Wort begegnet, das mit „Al-“ anfängt – meist ist das der gleichnamige arabische Artikel. Wenn die Kinder in der Schule „Algebra“ lernen, dann tun sie etwas, das die Araber erfunden haben. Im Arabischen

---

<sup>3</sup> Vgl. Christliches Abendland? Die kulturellen Wurzeln Europas und was wir dafür halten, Religionen im Gespräch (18), mit Michael Borgolte und Stefan Schreiner, Christen und Muslime in Niedersachsen. Beihefte, 4, Hannover 2015.

heißt das „al-dschabr“, das „Zusammenfügen gebrochener Teile“. Oder das für mich schönste Beispiel, das zeigt, wie quer die Weltbilder sind, die wir im Kopf haben: Oft hat man den Eindruck, dass im Grunde alles, was gut ist, von „uns“ hervorgebracht worden ist, die Wissenschaft und vieles andere mehr. Muslime, so das Bild, brachten das Feuer und das Schwert. Das schönste Gegenbeispiel dazu ist das zentrale Wort des Internetzeitalters, das Sie jeden Tag hören und in der Zeitung lesen: das Wort „Algorithmus“. Nach wem ist's benannt? Nach einem Araber, dem berühmtesten Mathematiker der arabischen Welt im neunten Jahrhundert. Er heißt Al-Chwarizmi. Zugespitzt: Ohne diesen Araber kein Internet und kein Google und so weiter. Ähnlich verhält es sich bei der Astronomie und in vielen anderen Bereichen. All das gilt es zu entdecken, auch und nicht zuletzt in unseren Schulbüchern. Wir sollten uns nicht einschließen in Weltbildern, die mit der Realität wenig zu tun haben.

Die dritte Herausforderung: Ein fairer Umgang mit Muslimen in der Öffentlichkeit, insbesondere in den Medien. Dazu wäre noch viel zu sagen, wozu jetzt nicht die Zeit ist. Nur ein Wort noch zum Stichwort „Toleranz“, das Sie, lieber Herr Jansen, eingangs angesprochen haben. Wir hatten im letzten Jahr in der Evangelischen Kirche in Deutschland das „Jahr der Toleranz“. Viele von ihnen werden, wie ich, viele Reden über Toleranz gehört haben. Und man könnte den Eindruck gewinnen, Toleranz sei in diesem Land selbstverständlich.

Ich habe inzwischen allerdings eher den Eindruck, dass sie gefährdet ist. Wer in der Öffentlichkeit eine wirklich kontroverse Position vertritt, muss heute sofort mit dem rechnen, was man einen „shitstorm“ nennt. Bestimmte Dinge, so scheint es, dürfen in diesem Land nicht gesagt werden. Manche Muslime etwa sagen viele Dinge lieber nicht, weil sie wissen, was passiert, wenn sie es tun, gerade in politischen Fragen. Wer etwas über Kriminalität von Migrant\*innen sagt, muss damit rechnen, dass er sofort in die rechte Ecke gestellt wird. Und so weiter. Das ist, so finde ich, eine heikle Entwicklung. Es kann nicht angehen, dass man in diesem Land Politik machen kann mit dem Satz: „das wird man ja wohl noch sagen dürfen“. Natürlich muss man das sagen dürfen! – innerhalb gewisser Grenzen selbstverständlich.

Die Grenze der Toleranz liegt da, wo das, was ich „reflektierte Intoleranz“ nenne, nötig wird. „Toleranz“ ist an und für sich nicht gut oder schlecht. Dasselbe gilt für die „Intoleranz“. In beiden Fällen kommt es darauf an, wie sie begründet werden.<sup>4</sup> Um es konkret zu machen: Intoleranz gegenüber dem islamisch begründeten Terror und seinen Propagandisten ist geboten! Intoleranz gegenüber den Rechtsextremen ist geboten! Nur so kann die offene Gesellschaft bewahrt werden. Nur so kann sicher gestellt werden, dass sie nicht von den Feinden der Verfassung zerstört wird. Aber innerhalb dieses Rahmens müssen wir offen über Probleme reden. Ich sage ausdrücklich: Wir müssen auch Sarrazin zuhören. Wir müssen mit den „besorgten Bürgern“ reden, die bei Pegida in Dresden jedenfalls am Anfang dabei waren. Es muss möglich sein, Muslime zu kritisieren oder Juden oder Christen oder wen auch immer. Es kommt immer nur auf die Qualität des Arguments an. Alles in allem brauchen wir nach meinem Eindruck mehr Ruhe, mehr Toleranz und weniger politische Korrektheit.

## IV Interreligiöser Dialog

Die vierte Herausforderung ist die Stärkung des Interreligiösen Dialogs und die Arbeit an den Grundlagen des Dialogs.

Das mag so scheinen, als sei es eine Selbstverständlichkeit. In Feiertagsreden, wie ich sie heute halte, ist der Interreligiöse Dialog gut und richtig, und wir alle finden das in Ordnung. Aber Sie wissen natürlich, dass dem so nicht ist. Nach wie vor gibt es einflussreiche Gruppen, die den Dialog ablehnen, sowohl unter den Muslimen als auch in der evangelischen Kirche. Nicht wenige pflegen die Polemik.

Viele unter uns werden die Debatte um Olaf Latzel und seine Äußerungen in Bremen verfolgt haben. Wie er von der Kanzel herab verächtlich über andere Religionen spricht und das – und nur das! – gut christlich findet. So können wir als evangelische Christinnen und Christen nicht agieren (ich spare mir die Hinweise auf die Worte des Evangeliums, die in dieser Hinsicht mehr als eindeutig sind, nicht nur in der Bergpredigt). Wir sind gut beraten, miteinander in vernünftiger Weise

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu Wolfgang Reinbold, *Wie viel Toleranz braucht die multireligiöse Gesellschaft?, Christen und Muslime in Niedersachsen*. Beihefte, 1, 2014.

zu reden und uns nicht gegenseitig zu beschimpfen. Anderenfalls gefährden wir den Zusammenhalt der Gesellschaft.

Also: Interreligiöser Dialog ist wichtig, und er ist nicht so selbstverständlich, wie es manchmal erscheint. Eine große Schwierigkeit ist, dass er hierzulande neu ist. Ich habe gerade eben im Vorgespräch gefragt: „Gibt es hier in Aurich Kontakte zu Moscheen oder zu im Entstehen begriffenen Moscheen?“ „Das ist noch sehr dünn“, war die Antwort. Das hängt damit zusammen, dass Muslime in Deutschland erst seit einem guten halben Jahrhundert in nennenswerter Zahl leben. Die Bundesrepublik Deutschland hat das Anwerbeabkommen mit der Türkei im Jahre 1961 abgeschlossen. Das ist noch nicht lange her.

Der Dialog ist neu, auch in der Sache. Wenn Sie einmal zurückschauen, wie christliche Kirchen und Muslime vor 1960 miteinander gesprochen haben, dann stellen Sie fest: Von wenigen Ausnahmen abgesehen, haben sie in Mitteleuropa gar nicht miteinander gesprochen! Man hat sich voneinander abgegrenzt. Man hat gegeneinander polemisiert. Man hat über den Anderen gesprochen, ohne ihn wirklich zu kennen. Wir sind am Beginn eines Weges, der irgendwann einmal zu einem „Interreligiösen Dialog“ im vornehmen Sinne des Wortes führen wird. Wir sind jetzt dabei, die Grundsteine zu legen.

Dabei stellen wir immer wieder fest, dass wir akademisch auf den Dialog nicht gut vorbereitet sind. Selbst die Theologen und Theologinnen nicht. Um evangelischer Pastor zu werden, müssen Sie den Islam nicht studieren. In den Studienordnungen der Universitäten und den Prüfungsordnungen der Kirchen kommt er in der Regel nicht verbindlich vor. Darüber hinaus gibt es sehr wenige Lehrstühle im Land, die sich dem Interreligiösen Dialog mit ganzer Kraft widmen. Mir scheint, dass sich das in den kommenden Jahren ändern sollte. Der Dialog muss ein fester Bestandteil der einschlägigen Studienordnungen werden.

Zugleich müssen wir damit beginnen, unser Verhältnis zu Muslimen auf theologischer Basis zu klären. Auch da sind wir erst ganz am Anfang, und die Ausgangsbedingungen sind nicht eben einfach. Denn sowohl auf islamischer Seite wie auf christlicher Seite steht es für die klassischen Texte fest, dass die andere Seite zwar Vieles durchaus richtig

sieht, dass sie im Kern aber eine falsche Lehre verbreitet. So ist es für die Muslime: für sie ist Christentum bis zu einem gewissen Punkt gut und schön, aber im Kern ist es natürlich falsch, eine Irrlehre. Und in den zentralen evangelischen Texten lesen wir, dass Islam keine eigenständige Religion ist, sondern eine Form von Christentum, und zwar eine falsche, irrige. Im grundlegenden Bekenntnis unserer Kirche, dem Augsburgischen Bekenntnis von 1530, werden die Muslime in Artikel 1 erwähnt, in der Aufzählung der Gruppen, die falsch über Gott lehren. Dort stehen sie mittendrin in der Liste christlicher Ketzerei, als „Mahometisten“.<sup>5</sup> Islam ist danach keine eigene Religion, sondern eine christliche Ketzerei. Die „erfolgreichste Ketzerei in der Geschichte des Christentums“, wie es jemand einmal formuliert hat.

So war die Lage, und sie hat sich grundlegend erst geändert vor genau 50 Jahren, als sich die Römisch-katholische Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil mit dieser Frage beschäftigt hat. Gerade jetzt in diesen Tagen feiert die Katholische Kirche das 50jährige Jubiläum der Konzilserklärung „Nostra aetate“ an vielen Orten. Hier wurde erstmals in einem großen kirchlichen Text respektvoll von den Muslimen gesprochen und die Grundlage für einen katholisch-islamischen Dialog gelegt.<sup>6</sup> Auf evangelischer

---

<sup>5</sup> „Erstlich wird einträchtiglich gelehrt [...], daß ein einzig göttlich Wesen sei, welchs genennt wird und wahrhaftig ist Gott, und seind doch drei Personen in demselben einigen göttlichen Wesen [...]. Derhalben werden verworfen alle Ketzereien, so diesem Artikel zuwider seind, als Manichäi, [...] Valentiniani, Ariani, Eunomiani, Mahometisten und alle dergleichen“ (Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, Göttingen 1986, 50f.).

<sup>6</sup> „Mit Wertschätzung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den einzigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der die Menschen angesprochen hat, dessen auch verborgenen Ratschlüssen mit ganzem Herzen sich zu unterwerfen sie bemüht sind, so wie Abraham sich Gott unterworfen hat, auf den sich der islamische Glaube gern bezieht. Jesus, den sie zwar nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten, und sie ehren seine jungfräuliche Mutter Maria und rufen sie manchmal auch andächtig an. Überdies erwarten sie den Tag des Gerichts, da Gott allen Menschen vergelten wird, nachdem sie auferweckt sind. Deshalb legen sie auf ein sittliches Leben Wert und verehren Gott besonders in Gebet, Almosen und Fasten“ (Nostra Aetate 3, in: Peter Hünemann/Bernd Jochen Hilberath [Hg.], Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Band 1, Freiburg 2004, 358. Vgl. Band 3, 2005, 591–693).

Seite gibt es bis heute keinen vergleichbaren Text. Er muss erst noch geschrieben werden.

Also: Wir sind erst ganz am Anfang, und wir merken es auch daran, dass es fast keine Institutionen gibt, die sich in der Hauptsache um den Dialog kümmern. Wer etwa als Lehrerin oder Lehrer einen außerschulischen Ort zur Stärkung der interreligiösen Kompetenz der Schüler und Schülerinnen sucht, wird feststellen, dass es nur sehr wenige solche Orte gibt. Dabei dürfte mittlerweile klar sein – das höre ich jedenfalls in den letzten sechs Wochen überall – dass interreligiöse und interkulturelle Kompetenz heute ein unverzichtbarer Bestandteil der allgemeinen Bildung geworden ist, für die Schüler und Schülerinnen ebenso wie für die Lehrer und Lehrerinnen, für Erzieher und Erzieherinnen, für die Mitarbeiter im Krankenhaus, in der Verwaltung, und so weiter und so fort. Ich war letzte Woche auf einer Tagung zur Flüchtlingspolitik in der Evangelischen Akademie Loccum. Dort berichtete ein Vertreter eines der kommunalen Spitzenverbände, dass jetzt auch die Verwaltungen in dieser Hinsicht geschult werden. Auch die Verwaltung braucht diese Kompetenzen. Sie kommt sonst mit den Fragen, die sie zu bearbeiten hat, gar nicht mehr zurecht. Wie ticken „Sunniten“ und „Jesiden“ und „Aleviten“ und „Alawiten“ und „Schiiten“? Wer sind diese Gruppen überhaupt, wo kommen sie her, was ist bei ihnen üblich? All das sind Punkte, die heute auch in einer Verwaltung wenigstens im Groben bekannt sein müssen. In Hannover haben wir vor zehn Jahren ein sogenanntes „Haus der Religionen“ gegründet, in dem sich sechs Religionen zu einem Zentrum für interreligiöse und interkulturelle Bildung zusammengetan haben. In dieses Haus kommen Jahr für Jahr etwa einhundertfünfzig Schulklassen und Gruppen, um ihre interreligiöse Kompetenz zu stärken. Solche Institutionen sollten wir stärken, so gut wir können. Das sage ich jetzt nicht nur in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Trägervereins „Haus der Religionen“. Es gilt allgemein und für alle größeren deutschen Städte.

## V Verfassungspatriotismus

Die fünfte und letzte Herausforderung, und ich verwende dafür einen Begriff, der mir je länger, je mehr ans Herz gewachsen ist: wir brauchen Verfassungspatriotismus.

Bis vor kurzem noch haben wir darüber diskutiert, ob dieses Land ein „Einwanderungsland“ geworden ist (wenn es denn nicht schon seit dem Zweiten Weltkrieg eines war). Seit diesem August dürfte das, wenn ich recht sehe, unstrittig sein.

Die deutsche Einwanderungsgesellschaft ist kulturell vielfältig, und sie ist multireligiös. Eine solche Gesellschaft braucht nach meinem Dafürhalten Verfassungspatriotismus, und zwar mehr, als wir ihn zurzeit haben.

Der Begriff – viele von Ihnen werden es wissen – geht zurück auf den Politologen Dolf Sternberger. Er hat den Begriff Anfang der 80er Jahre geprägt (interessanterweise in einer Veröffentlichung der niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung, die es heute nicht mehr gibt).<sup>7</sup> Sternberger ist der Überzeugung, dass Patriotismus etwas Nützliches, womöglich sogar Nötiges ist. „Patriotismus ist Voraussetzung des Weltbürgertums“, las ich kürzlich bei einem namhaften Soziologen unserer Tage, und weiter: „Jedenfalls gilt, daß Menschen irgendwo hingehören müssen, bevor sie sich für weitere Horizonte öffnen können“. (Die Bemerkung hat Ralf Dahrendorf gemacht). Ich kann dem nur herzlich zustimmen“.<sup>8</sup> Worauf allerdings könnte sich ein angemessener deutscher Patriotismus beziehen? Sternberger antwortet: er kann und sollte nur einen Grund haben, nämlich die Verfassung.

Mir scheint: eine Einwanderungsgesellschaft tut gut daran, diesen Patriotismus zu stärken. „Deutscher im Sinne dieses Grundgesetzes ist [...], wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt“, sagt Artikel 116 des Grundgesetzes. Es gibt (auch wenn das gelegentlich behauptet wird) keinen Unterschied zwischen „uns“, die wir schon lange hier leben, und denen, die erst vor kurzem deutsche Staatsbürger geworden sind (bzw. es demnächst werden wollen). Wir alle können deutsche Verfassungspatrioten sein, indem wir die Werte des Grundgesetzes achten und verteidigen. Ich habe den Eindruck, dass wir viel zu wenig aus diesem großen Schatz im Fundament unserer Republik machen, dem Grundgesetz und der freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Ich jedenfalls habe in

---

<sup>7</sup> Dolf Sternberger, Verfassungspatriotismus, Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung. Grundfragen der Demokratie, Folge 3, Hannover 1982.

<sup>8</sup> Ebd. 7.

der Schule nicht gelernt, ein emotionales Verhältnis zum Grundgesetz zu entwickeln. Warum ist das so? Warum nutzen wir diesen wunderbaren Text nicht viel stärker? Ich kenne viele Migranten, die gerührt sind von dieser Rechtsordnung, von der Religionsfreiheit und all den Dingen, die in Deutschland möglich sind. Manche von ihnen tragen das Grundgesetz als kleines Büchlein immer mit sich herum. Warum machen wir so wenig daraus? Wo sind all die Broschüren, wo sind all die Bücher, die wir lesen, die wir in der Schule verwenden, die wir unseren Kindern weitergeben könnten? Ich habe vor einigen Jahren einmal versucht, ein Buch für mich zur persönlichen Lektüre zu kaufen, über die Entstehung des Grundgesetzes – einfach lesbar, in verfassungspatriotischer Absicht, so dachte ich mir das. Aber schauen Sie einmal im Buchhandel nach: es gibt in diesem Land kein einziges solches Buch zu kaufen! Ich habe schließlich eines aus dem Antiquariat besorgt. Aber das war so sehr aus juristischer Sicht geschrieben, dass ich keine wirklich große Freude daran hatte.

Ein anderes Beispiel: Schauen sie einmal im Internet, auf der Seite [www.grundgesetz.de](http://www.grundgesetz.de), was da steht. Da steht – gar nichts. Es ist eine Leerseite, die eine Firma vorsorglich reserviert hat. Warum nutzt der Deutsche Bundestag diese Seiten nicht? Wo sind all die Videos, die unsere Kinder im Kika sehen können, im Stil der logo!-Nachrichten vielleicht aus dem Kinderkanal für die ganz Kleinen? Wer erklärt die Grundrechte so, dass der kleine syrische Junge sie versteht, der noch kaum ein Wort Deutsch kann, aber sehr wohl Bildergeschichten versteht?

Es ist noch viel zu tun. Allerdings gibt es auch an dieser Stelle in letzter Zeit Anzeichen dafür, dass wir uns in die richtige Richtung bewegen. Dafür nur ein Beispiel: Wenn Sie am Tag der Deutschen Einheit im Jahr 2014 um 14 Uhr vor dem Fernseher saßen oder bei der zentralen Feier in Hannover mit dabei waren, dann haben Sie das große Plakat gesehen mit dem Motto „Vereint in Vielfalt“. Abgebildet war ein Gesicht mit verschiedenen Hautfarben, und auf die rechte Wange war die deutsche Fahne aufgemalt, locker gezeichnet, so wie es Fußballfans seit 2006 tun. Bedenken Sie: eine deutsche Fahne auf einem Plakat zum Tag der Einheit! Und das verantwortet von einer Rot-Grünen Landesregierung. In meiner Schulzeit wäre das kaum vorstellbar gewesen. Ich habe das als Bekenntnis zum Verfassungspatriotismus verstanden. Und ich bin einigmaßen sicher,

dass der Ministerpräsident es auch so gemeint hat. Und er hat, als es wenig später in Hannover Pegida-Demonstrationen gab und die Pegida die deutsche Fahne hochhielt, den schönen Satz gesagt: „Die deutsche Fahne sehe ich immer gern. Ich wünschte mir nur, sie wäre bei den Gegendemonstranten und nicht bei der Pegida.“ Für jemanden, der in den 70ern groß geworden ist wie ich, ist das ein bemerkenswerter Satz.

Alles in allem (über die deutsche Nationalhymne will ich jetzt gar nicht mehr reden, da ist es ähnlich): Mir scheint, wir täten gut daran, unser Verhältnis zu den nationalen Symbolen zu überdenken und sie entschieden mit Verfassungspatriotismus zu füllen. Auch und nicht zuletzt für die Migranten ist all das nach meiner Erfahrung attraktiv. Auf dieser Basis können wir ein gemeinsames „wir“ aufbauen. Mindestens ist es jede Anstrengung wert, diesen Versuch zu unternehmen.

## Schluss

Jetzt habe ich die Zeit voll ausgefüllt. Mein sechster Punkt hätte zu tun gehabt mit der Ökonomie und der Frage der sozialen Gerechtigkeit.

Dazu nur noch ein Satz: Jugendliche brauchen eine Perspektive. Sie müssen sehen, dass es sich lohnt, zu lernen und sich anzustrengen. Wer einen Beruf hat, muss von ihm leben können. Was das anbetrifft, ist, wie Sie wissen, leider Einiges in Unordnung. Es ging durch die Medien, dass in Luxemburg die Konzerne bei einem Umsatz von 130 Millionen Euro 1.600 Euro Steuern gezahlt haben. Ich habe das einmal grob durchgerechnet und festgestellt, dass mein eigener Steuersatz etwa 8.000 mal so hoch ist. Man muss kein Experte sein, um zu verstehen, dass hier etwas nicht stimmt. Immerhin gibt es auch in dieser Hinsicht gute Nachrichten. Die EU hat gerade gestern beschlossen, dass sie in dieser Hinsicht etwas unternehmen will, und das ist dringend nötig, auch und nicht zuletzt für die Perspektiven der jungen Muslime in unserem Land.

Ich ende, wie ich begonnen habe: Gemeinsam kommen wir weiter. Denken wir darüber nach, wen wir meinen, wenn wir „wir“ sagen. Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

## Literatur

Rainer Forst, Toleranz im Konflikt. Geschichte, Gehalt und Gegenwart eines umstrittenen Begriffs, Frankfurt/M. 2003

Ders., Normativität und Macht. Zur Analyse sozialer Rechtfertigungsordnungen, Berlin 2015

Jürgen Manemann, Der Dschihad und der Nihilismus des Westens. Warum ziehen junge Europäer in den Krieg?, Bielefeld 2015

Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers (Hg.), Christliches Abendland? Die kulturellen Wurzeln Europas und was wir dafür halten, Religionen im Gespräch (18), Wolfgang Reinbold im Gespräch mit Michael Borgolte und Stefan Schreiner, Christen und Muslime in Niedersachsen. Beihefte, 4, Hannover 2015

Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers (Hg.), Religramme – Gesichter der Religionen. Eine interaktive Wanderausstellung (Wolfgang Reinbold/Ursula Rudnick/Jürgen Schnare), Hannover 2016

Wolfgang Reinbold, Wie viel Toleranz braucht die multireligiöse Gesellschaft?, Christen und Muslime in Niedersachsen. Beihefte, 1, 2014

Zafer Senocak, Deutschsein. Eine Aufklärungsschrift, Hamburg 2011

Dolf Sternberger, Verfassungspatriotismus, Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung. Grundfragen der Demokratie, Folge 3, Hannover 1982

Ders., Verfassungspatriotismus, Frankfurt am Main 1990

Der Autor Prof. Dr. Wolfgang Reinbold ist Beauftragter für Kirche und Islam im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers.

Kontakt: reinbold@kirchliche-dienste.de.





Haus kirchlicher Dienste